

Jan Hans

Geschichten aus der Exilforschungs-Geschichte

Gründung und Arbeiten der »Hamburger Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur«

I

Die vergleichsweise kurze Geschichte der Exil(literatur)forschung hat deutlich mehr Versuche hervorgebracht, diese Forschungs-Geschichte zu bilanzieren und zu periodisieren als verwertbare Überblicksdarstellungen zur Geschichte des Exils. In diesen Entwürfen einer Geschichte der Exilforschung besteht eine erstaunliche Einigkeit darüber, dass von drei Forschungsphasen auszugehen ist, die durch ihre Definition des Gegenstandes und die daraus resultierenden Arbeitsschwerpunkte klar voneinander abgegrenzt sind.

In der Konstituierungsphase, die von etwa 1965 bis Anfang der 1980er Jahre reicht, geht es dieser Konstruktion zufolge wesentlich um

- das Sichern, Sammeln und Sichten des historischen Materials,
- aus dieser Sicherungs- und Dokumentationsarbeit begründet sich dann auch die Notwendigkeit eines eigenständigen Forschungsbereichs;
- die »wertfreie« Aufbereitung der Materialien in der Grundforschung, die in von der DFG geförderten Großprojekten abläuft und die Basis liefert für
- die ersten Panoramen eines als antifaschistisch definierten Exils, deren methodisches Markenzeichen die enge Verschränkung von politischer, biografischer und ästhetischer Perspektive ist.

Diese Arbeit am Gegenstand – die einen deutlichen Akzent auf die Literatur und literatursoziologisch relevanten Fragestellungen legt – war eingebettet in ein gesellschafts- und wissenschaftspolitisches Programm, das auf die Demokratisierung von Gesellschaft und Hochschule sowie ein verändertes Wissenschaftsverständnis zielte. Exil wurde zum exemplarischen Gegenstand, mit dem im Rahmen einer Aufarbeitung der allzu lange gelegneten oder beschwiegenen Nazi-Vergangenheit der Anschluss an verschüttete kulturelle und politische Traditionen gesucht und die Reichweite einer gesellschaftsbezogenen Wissenschaft erprobt werden sollte. Die Selbstdefinition führte dann auch zu einer moralisch unterlegten Forschungsidentität, die ihren Anspruch aus dem

Forschungsgegenstand bezog und sich dezidiert von den ausgetretenen Pfaden des herkömmlichen Wissenschaftsbetriebs absetzte. Es sind diese Akzente, die später für alle Fehlentwicklungen der Exilforschung verantwortlich gemacht wurden.

In einer zweiten Phase wurden ab Ende der 1970er Jahre die aus der Grundforschung ableitbaren Erkenntnisse systematisiert. Die Gründung der Society for Exile Studies 1979 in den USA und ihres deutschen Ablegers hatten eine Intensivierung der alten Netzwerkforschung zur Folge, die zu weiteren mit Drittmitteln geförderten Großprojekten, etwa zur Erforschung der Wissenschaftsemigration, und einer Reihe von relevanten Überblicksdarstellungen führte. In wissenschaftspolitischer Hinsicht ist es das große Verdienst der zweiten Forschergeneration, das Exil der Frauen explizit thematisiert und die 1979 mit der Ausstrahlung der TV-Serie »Holocaust« einsetzende öffentliche Diskussion des »Themas Auschwitz« aufgenommen zu haben. Das hat die Erforschung des Exils zum einen für gender-spezifische Fragestellungen geöffnet, zum anderen dafür gesorgt, dass »das (insbesondere jüdische) Leidens- und Opfermotiv gegenüber dem Widerstandsmotiv eine vermehrte Beachtung in der Exilforschung gefunden« hat.¹

Doch trotz der Initiierung neuer Zeitschriften- und Publikationsreihen, trotz einer über Ausstellungen oder Fernsehdokumentationen gewachsenen Anerkennung blieb Exilliteraturforschung – auch im Wissenschaftsbetrieb – Außenseiterforschung. Wissenschaftstheoretische Entwicklungen gingen in zunehmendem Maße an ihr vorbei; sie trat in eine Phase der Entpolitisierung und Musealisierung ein. Zunehmend war von einer Krise der Exilforschung (erstaunlicherweise nie von einer Krise der akademisch etablierten Exilforscher) die Rede. »Die Exilforschung der letzten 30 Jahre hat womöglich ihre Grenzen erreicht«, resümiert Claus-Dieter Krohn eine Entwicklung, die sich bereits in einer Diskussion über »Mythen der Exilforschung« angedeutet hatte. Was hernach immer wieder als Paradigmenwechsel gefeiert wurde, ist im Kern das wissenschaftspolitische Komplementärstück zu Kohls geistig-moralischer Wende: die ideologische Saldierung mit Positionen, die im diskurspolitischen Klima der Abrechnungen nach dem Ende der DDR und dem Zusammenbruch der Sowjetunion nicht mehr opportun schienen.²

Den Ausweg aus der Krise hat man in der dritten Phase der Forschungsgeschichte ab etwa 2000 auf zwei Wegen gesucht:

- zum einen in der Suche nach neuen Betätigungsfeldern und »weißen Flecken« im alten Rahmen: etwa bislang vernachlässigte Opfer und Opfergruppen, das Exil der kleinen Leute, Nachwirkung in den Gastländern, exotische Fluchtländer;

- zum zweiten in einem radikalen Bruch mit einer sich verselbstständigenden, ihre Anfangsinvestitionen ins Unendliche fortschreibenden Forschungstradition zugunsten einer Rückbesinnung auf das, was Wissenschaft (auch) legitimiert: Antworten auf Fragen zuzuarbeiten, die aus dem Erfahrungs- und Fragehorizont derjenigen kommen, die jetzt leben.

Dazu war es nötig, die traditionellen Begriffe Exil und Emigration neu zu problematisieren und das so konturierte Thema Exil in neuen Kontexten und mit einem veränderten Erkenntnisinteresse zu verhandeln. Mit der Erprobung von Ansätzen zur Dekonstruktion und Subversion der Kategorien des Nationalen, der Nationalsprache und der Monolingualität, auf die sich die klassische Exilliteratur bezieht; mit der Entfaltung der Potenziale, die klassische Texte der deutschsprachigen Exilliteratur für neuere Debatten über Deterritorialität und kulturelle Hybridität bergen; in der generellen kulturwissenschaftlichen Reflexion der Exil-Phänomene liegen erste Anzeichen für einen zukunftsweisen Paradigmenwechsel vor.

Der vorliegende Beitrag erzählt von der ersten Phase der akademischen Exilforschung – unter anderem auch deswegen, weil im Zeichen von Restrukturierung und Neukonzeption des Forschungsfeldes die Rückbesinnung auf die Geschichte der Gegenstandskonstitution hilfreich sein kann. An einem konkreten Beispiel – der »Hamburger Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur«, die in den 1990er Jahren auch mal »Arbeitsstelle für Exilforschung« hieß und sich 2001 den Namen »Walter-A.-Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur« gegeben hat, soll die Etablierung eines Forschungsfeldes und der Zusammenhang von Forschungszielen und Forschungsbedingungen thematisiert werden.

Dabei kommt bewusst auch die Form des anekdotischen Erzählens zum Zug, um Geschichtsschreibung, die üblicherweise nach Aktenlage von Archiven erfolgt, die Farbe des wirren Lebens, das sich einer aktenförmigen Erfassung widersetzt, nicht verloren gehen zu lassen. Dabei soll auch nicht geleugnet werden, dass einer, der vor 30 Jahren aus diesem Forschungskontext ausgeschieden worden ist, manches Urteil über »seine« Zeit als ungerecht empfindet und dementsprechend argumentiert. Wenn also das Erzählklima zwischen Zeitzeugen-Dokumentarismus, Veteranen-Reflexion und Betroffenen-Apologetik schwankt, ist das beabsichtigt.

II

Der offiziösen Lesart nach wird die Idee eines Exil-Forschungs-Zentrums in Deutschland auf dem mittlerweile legendären »Ersten Internationalen Symposium zur Erforschung des deutschsprachigen Exils nach 1933« geboren, das vom 18. bis 21. September 1969 in Stockholm stattfand. Initiator des Symposiums war der Nestor der Exilforschung, der damals 85-jährige Walter A. Berendsohn, der im Rahmen dieser Tagung auf die Notwendigkeit hinwies, »möglichst in Deutschland an einer zentralen universitären Stelle Dokumente der Exilliteratur zu sammeln und sich systematisch mit ihrer Erschließung und Erforschung zu befassen.« Da Hans Wolffheim der einzige deutsche Universitätslehrer war, der an diesem Symposium teilnahm, war die Bitte an ihn ergangen, im erwähnten Sinne aktiv zu werden. In einem Bericht für die *Zeit* schrieb Hans-Albert Walter: »Symptomatisch war es auch, daß die Zusammensetzung des westdeutschen Teams genau die Bedeutung widerspiegelte, die unsere Germanistik dem in Stockholm behandelten Thema beimißt. Neben Werner Berthold, dem Leiter der Sammlung Exilliteratur in der Deutschen Bibliothek Frankfurt, und den Professoren Hans Wolffheim und Alfred Kantorowicz, Hamburg, wurde die Bundesrepublik durch Publizisten und Studenten repräsentiert.«³

Die Geschichte hinter dieser Anekdote ist komplexer. Wolffheims Einladung zum erwähnten Symposium verdankt sich einer fast 40-jährigen Bekanntschaft zwischen Wolffheim und Berendsohn. Wolffheim war 1933 Doktorand am Germanischen Seminar in Hamburg, an dem auch Berendsohn tätig gewesen war. Etwa zu dem Zeitpunkt, als Berendsohns Name auf der vom NS-Studentenbund verantworteten Liste der als »ganz besonders unerträglich« geächteten Universitätslehrer erschien⁴, wurde dem als Lehrer tätigen, aber gleichzeitig eine Laufbahn als Literaturhistoriker verfolgenden Wolffheim von seinem Doktorvater Petsch bedeutet, er möge sich mit seiner Promotion beeilen: »Ich weiss nicht, ob ich Sie in einem halben Jahr noch promovieren kann.« In nur vier Wochen schrieb der wegen seiner Abstammung inzwischen aus dem Schuldienst entlassene Wolffheim seine Dissertation.⁵ Danach kann er sich noch eine Zeit lang mit journalistischen Gelegenheitsarbeiten über Wasser halten und als Transportarbeiter durchschlagen, bevor er endgültig untertauchen muss. Nach 1945 gehört Wolffheim zu den wenigen Nichtbelasteten im Kulturbetrieb und erhält folgerichtig 1948 eine Anstellung am Literaturwissenschaftlichen Seminar.

Wolffheim war in jeder Hinsicht ein Außenseiter des akademischen Betriebs – nicht nur aufgrund seiner Lebensgeschichte und aufgrund des Umstandes, dass er selbst literarisch tätig war, sondern vor allem des-

halb, weil er in einer Zeit, in der die Lerninhalte an Universität und Schule nur in Ausnahmefällen über das 19. Jahrhundert hinausgingen, die Literatur des 20. Jahrhunderts ins Zentrum seiner Lehre stellte.⁶ Sehr schnell wurden Wolffheims Seminare daher zu einem Treffpunkt der literarischen Intelligenz, die von Siegfried Lenz über Peter Rühmkorf bis zu Paul Kersten und Heinrich Breloer reicht und die Blattmacher der Zeitschrift *Konkret* (Klaus-Rainer Röhl, Ulrike Meinhoff) sowie die meisten der Kulturredakteure von *Stern*, *Spiegel* und dem NWDR umfasst. Sie alle haben in Wolffheims Seminaren gesessen oder sich um ihn als Betreuer ihrer Promotionsvorhaben bemüht, so die Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes Gudrun Ensslin, oder auf andere Weise von ihm für ihre spätere Praxis etwas mitgenommen. In seiner Untersuchung über die Rezeption des Exils in der intellektuellen Protestbewegung der 1960er Jahre stellt Claus-Dieter Krohn fest: »Allein in der seit 1957 erscheinenden überregionalen Studenten-Zeitschrift *Konkret* (...) läßt sich eine bewußte, systematische und kontinuierliche Aneignung des Exils ausmachen.« In ihrer Schnoddrigkeit symptomatisch ist eine Äußerung Rühmkorfs: »Da haben die Nazis schon genau die richtige Vorauswahl für uns getroffen.«⁷

Den Auslöser für eine Institutionalisierung seiner Exilinteressen liefert jedoch das Nebenereignis eines zeitgeschichtlich inzwischen zu einer Ikone geronnenen Vorfalls. Dem kollektiven Gedächtnis eingeprägt hat sich das Bild vom Rektorswechsel im Hamburger Auditorium Maximum, bei dem sich im November 1967 beim feierlichen Einzug der in ihre traditionellen akademischen Amtstrachten gewandeten Professoren zwei Studierende mit einem Transparent vor den Zug setzten: »Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren.« Zumeist nicht mehr miterzählt wird der Umstand, dass – nachdem das Transparent mit dem inzwischen sprichwörtlich gewordenen Slogan entrollt worden war – ein Teilnehmer der Veranstaltung den Studierenden zugerufen hat: »Sie gehören alle ins Konzentrationslager.« Noch am Tatort hatte einer der Anwesenden den Rufer am Talar gepackt und vergebens nach dem Namen gefragt. Erst eine Woche später war der Täter gefasst und geständig: Bertold Spuler, 55, ordentlicher Professor für Islamkunde.

Der Zusammenhang dieses Vorgangs mit der Gründung der Exilstelle? Der KZ-Rufer Spuler war der unmittelbare Nachbar Wolffheims. Auch wenn Wolffheim sich Ende der 1960er Jahre keinen Illusionen über die BRD hingab, so war diese handgreifliche Demonstration des Umstandes, dass Kernvorstellungen des faschistischen Denkens ungebrochen bis in die Universität, ja bis an seine Türschwelle reichten, doch ein Schock für ihn.

Im Wintersemester 1968/69 hielt er – zum ersten Mal an einer westdeutschen Universität – ein Hauptseminar ab, das die Exilliteratur in einem Überblick vorstellte. Ein Jahr später stellte er die Anträge für die Grundausrüstung einer »Arbeitsstelle für Exilliteratur«. Damit begann ein hochgradig entwürdigender Vorgang, der sich über ein ganzes Jahr erstreckt und bei dem sich die Erfahrungen mit der Spuler-Affäre auf einer anderen Ebene wiederholten.

III

Die Episode bei der Rektoratsübergabe von 1967 fasst die politischen Befindlichkeiten an den deutschen Universitäten schlaglichtartig und wie in einem Brennglas zusammen: Sie liefert ein Bild vom Beginn einer Bewegung, die mit vergleichsweise harmlosen Protestformen auf zwei für die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft charakteristische Umstände aufmerksam macht: die unterbliebene Aufarbeitung der Verbrechen des sogenannten »Dritten Reiches« sowie die undemokratische Organisation der deutschen Universitäten, die sich unter anderem in elitären Strukturen und überholten Traditionsfeiern manifestiert. Sie macht des Weiteren deutlich, dass über die Nazi-Verstrickungen von Wissenschaftlern und die NS-Vergangenheit der Universität noch Ende der 1960er Jahre beharrlich geschwiegen wurde. Dabei wäre man bei genauerem Hinsehen sehr schnell fündig geworden – der *Spiegel* brauchte seinerzeit keine drei Tage, um herauszufinden: Spuler war 1943 mit 31 Jahren ordentlicher Professor geworden, nachdem er 1933/34 der SA beigetreten war und es in der NSDAP zum Zellenleiter gebracht hatte. Während des Krieges war er »u.k.« gestellt und im Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete tätig gewesen. Bleibt zu erwähnen, dass die »qualifizierte Öffentlichkeit« die Angelegenheit mit Kopfschütteln zur Kenntnis nahm. So schrieb etwa die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am Tage nach dem Vorfall, dass es schon seltsam sei, den Muff von 1000 Jahren anzuprangern – denn so alt sei die 1919 gegründete Universität doch gar nicht.⁸

Auch die Hamburger Politik sah in dem Vorfall keinen Grund zur Beunruhigung; Spuler wurde für kurze Zeit vom Dienst suspendiert und konnte dann seine Lehrtätigkeit wieder ausüben. Der Vorfall änderte nichts an der in Hamburg mit Inbrunst gepflegten Vorstellung, hier sei doch »alles nicht so schlimm gewesen«, hier habe »das bürgerliche Element immer gemäßigt und gebremst« gehandelt, hier sei »alles vernünftiger als anderswo« abgelaufen. Und diese Einschätzung hat dann auch vor den Tatsachen nicht halt gemacht: Hitler – hieß es – sei

selten nach Hamburg gekommen; es sei ihm zu »rot« und zu »hanseatisch« gewesen (Hitler war 31 Mal in Hamburg). In Hamburg habe es auch keine Bücherverbrennung gegeben (de facto gab es nicht nur eine, sondern deren gleich zwei). Und in einem Gedenkbuch des Senats von 1965 heißt es über die Deportation jüdischer Bürger in die Vernichtungslager: »Die Abfertigungen in Hamburg waren vergleichsweise erträglich, ja im Vergleich zu anderen Orten human.«⁹

Dabei schienen die Weichen für eine sinnvolle Aufarbeitung der Nazi-Zeit früh und gut gestellt. Bereits im April 1946 hatte die Bürgerschaft den Senat ersucht, »eine lückenlose chronologische Darstellung der Ereignisse, die zur kampflosen Übergabe Hamburgs führten, zum Zwecke der Veröffentlichung herauszugeben.« Ein Jahr später wurde dieser Auftrag sogar noch erweitert: der Senat möge eine Untersuchung aller politisch und wirtschaftlich interessierenden Vorgänge von der sogenannten Machtergreifung bis zum Einmarsch der Besatzungstruppen veranlassen und die Herausgabe einer entsprechenden Druckschrift vorbereiten. Das Ersuchen führte zur Einrichtung der »Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg«; die Einrichtung gibt es (mit verändertem Forschungsauftrag und unter anderem Namen) noch heute; den ihr 1946 erteilten Auftrag hat sie inzwischen auch erfüllt – im Jahre 2005.¹⁰

Die Erklärung solcher Sachverhalte hat man immer wieder auf dem Feld der »personellen Kontinuitäten« gesucht – Ende 1952 waren 87 Prozent der in Hamburg im Zuge der Entnazifizierung aus dem Staatsdienst Entlassenen wieder eingestellt. Der Umgang der Hamburger Justiz mit NS-Verbrechern ist beispielhaft für das Verschleppen von Anklagen in der Hoffnung auf »biologische Amnestie«. Wir wissen inzwischen, dass dieser Erklärungsansatz nicht hinreicht, dass man ergänzend von einem Behinderungsgeflecht ausgehen muss, dessen entscheidende Größe das Selbstverständnis einer Gesellschaft war, die sich durch die Behauptung eines Bruchs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit legitimiert und ihre Erinnerungsbereitschaft an dieser Linie ausrichtete. Aufseiten der Politik stieß diese Erinnerungsbereitschaft in einer Handelsstadt wie Hamburg insbesondere dann an Grenzen, wenn Fragen der Standortpolitik betroffen waren.

Das Ensemble solcher Aspekte führte – offenbar unabhängig von der Tradition der regierenden Partei – zu einer Kultur des Beschweigens, die auf Vergesslichkeit setzt und hofft, dass sich die Behandlung des Alten im Weitergehen erledigt. Dass zu dieser Politik auch die Erteilung von Forschungsaufträgen und die Einrichtung von Forschungsinstituten gehörte, die vor allem eine Alibifunktion erfüllen sollten – diese Erfahrung blieb Wolffheim erspart. In seinen zähen Verhandlungen mit einer hart-

leibigen Behörde hatte er auf die Zeitgeist-Komponente seines Projekts – repräsentiert in den Namen Berendsohn, Willy Brandt, damals Bundeskanzler, und Herbert Weichmann, Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg – gesetzt und musste dabei erfahren, dass die Berufung auf Berendsohn eher hinderlich war. Denn die Hochschulbehörde befürchtete, dass Wolffheims Antrag zu einer Wiedereröffnung der für endgültig geschlossen erachteten Akte Berendsohn in Sachen seiner Rückberufung nach Hamburg führen würde. Berendsohn selbst hatte diese Hoffnung längst aufgegeben, wie er bei seinen regelmäßigen Besuchen in Hamburg immer wieder betonte. Bei diesen Besuchen, die regelhaft um die Jahreswende stattfanden, weil »es sich für einen Hamburger gehört, dem Bürgermeister beim Neujahrsempfang seine guten Wünsche auszusprechen«, hat er sich jeweils ausführlich mit Wolffheim über die Entwicklung der Hamburger Arbeitsstelle beraten.¹¹

Erfolgreicher war das Namedropping bei Brandt und Weichmann – wenn auch nicht an der von Wolffheim erwarteten Stelle. Was die Behördenspitze kaltließ, wirkte bei einem untergeordneten Verwaltungsbeamten, der glaubte begriffen zu haben, wie man im Behördenapparat einer Stadt, die von einer Partei wie ein Erbhof verwaltet wurde, reüssieren könne: Der hilfreiche Beamte hat später zu Protokoll gegeben, er habe angenommen, dass es in Zeiten, da das Bundeskabinett und der Hamburger Senat von Ex-Emigranten geführt würden, Karriere fördernd sei, wenn er einen durch die Universitätsgremien noch nicht ratifizierten Entwurf zur Ausstattung einer eventuell einzurichtenden Exil-Forschungsstelle wie genehmigt behandeln und in die politische Absegnungsebene weiterleiten würde. Damit hatte er Fakten geschaffen, die niemand mehr zurücknehmen wollte. Ehe seine Vorgesetzten diese Eigenmächtigkeit bemerkt hatten, war das Exilforschungs-Kind in die Welt entlaufen. Alles, was der Behördenspitze übrig blieb, war, das Paket mit dem berüchtigten »kw«-Vermerk zu versehen, also für nicht behördenfeste Leser: »künftig wegfallend«, und auf die Möglichkeit zu verweisen, diesen Posten gegebenenfalls schon im nächsten Haushaltsjahr zu streichen.

Die Ironie wollte es, dass Wolffheim in einem Jahr, in dem das »kw« sein Institut besonders heftig bedrohte, sich tatsächlich an Herbert Weichmann wandte. Bei dem Gespräch stellte sich heraus, dass Weichmann nichts von Exilforschung in seiner Stadt wusste – mehr noch: er sah auch keine Notwendigkeit dafür. Nachdem Wolffheim ihm die Probleme mit der universitären Absicherung seines Forschungsfeldes erläutert hatte, sah Weichmann ihn ungläubig an und fragte: »Warum soll die Universität das machen? Das ist doch eine rein jüdische Angelegenheit.«¹²

Das Gespräch hatte dennoch seine Wirkung; es fand am Rande einer Bürgerschaftssitzung im Rathaus unter den Augen einer interessierten politischen Öffentlichkeit statt. Und die registrierte vor allem, dass der ehemals von den Nazis vertriebene Bürgermeister sich freundlich mit einem Universitätsprofessor unterhalten hatte, der sich wissenschaftlich mit Exilliteratur beschäftigte. Das Ergebnis der Gründungsverhandlungen, die sich über einen Zeitraum von zwei Jahren bis zum Dezember 1971 erstreckten, fiel allerdings dürftig aus: neben einem schlecht bezahlten Werkvertrag für den inzwischen pensionierten Wolffheim gab es eine Stelle für einen wissenschaftlichen Mitarbeiter und einen Buchanschaffungsetat in Höhe von DM 2000.¹³

IV

Als die Hamburger Exilstelle nach einem Vorlauf von drei Jahren somit zum Jahresbeginn 1972 offiziell ihre Arbeit aufnehmen konnte, begann sie nicht bei null. Wolffheim und seine Mitarbeiter haben seit 1968 kontinuierlich an Exilthemen im Rahmen eines zu diesem Zeitpunkt bereits gut strukturierten Diskurses gearbeitet, der die Probleme des Gegenstandsfeldes fixiert und die Positionen, die man in diesem Diskursfeld einnehmen kann, klar benannt hatte. Auch institutionell-thematisch und geografisch war das Forschungsfeld klar gegliedert; seine Konturen wurden bestimmt durch die Deutsche Bibliothek in Frankfurt (mit ihrem Leiter Werner Berthold), das Institut für Zeitgeschichte in München (mit seinem Archivleiter Werner Röder), die Westberliner Akademie der Künste (mit ihrem Leiter Walter Huder) sowie das gigantische Ein-Mann-Unternehmen Hans-Albert Walter. Zu diesen gesellte sich jetzt die Hamburger Arbeitsstelle.¹⁴

Zusammengeführt wurden ihre Aktivitäten bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die unter der gemeinsamen Federführung des Germanisten Eberhard Lämmert und des DFG-Referenten Manfred Briegel (vgl. dessen Beitrag in diesem Band) mit Sachverstand und Beharrlichkeit auf die Einrichtung eines »Schwerpunkt-Programms Exilforschung« hinarbeitete. Denn die DFG war die einzige Einrichtung in der Gründungsphase, in der das sonst übliche administrative Behinderungsgeflecht außer Kraft gesetzt schien. Die Aufgabe, Vorschläge für ein solches Programm zu erarbeiten, wurde an die sogenannte »Vierergruppe« (Hans-Albert Walter, Werner Berthold, Werner Röder, Jan Hans) delegiert, die neben der Erfüllung ihres Auftrags sehr bald als eine Art informelles *Sekretariat der Exilforschung* fungierte. Obwohl oder weil ohne offizielle Legitimation, konnte dieses Gremium in den fol-

genden Jahren unbehindert von schwergängigen Apparaten viele Kontakte herstellen, Vorhaben anstoßen, Tagungen und Kongresse anregen und vorbereiten, so unter anderem das Zweite Internationale Symposium in Kopenhagen.

V

Als die Hamburger Exilstelle ihre Arbeit aufnahm, war die Debatte um die Gegenstandskonstitution des »Forschungsfelds Exil« soweit gediehen, dass der Gebrauch von Begriffen wie »Exilliteratur«, »Exil 1933–1945«, »Exil und Emigration«, »antifaschistischer Widerstand« nicht mehr zu fundamentalen Missverständnissen führte. Man hatte eine deutliche Vorstellung von der konstitutiven Heterogenität des Exils und der Vielfalt seiner politischen und ästhetischen Programme und präferierte schon deshalb randunscharf gehaltene Begriffe, die gerade keine definitorische Vorentscheidung beinhalten.

Aus diesem Grunde war klar, dass, wer von Exilliteratur sprach, die unter Exilbedingungen entstandene Literatur meinte – wobei Literatur gerade nicht auf ihren geografischen Entstehungsort festgelegt, sondern als eine ästhetische Form des Sich-Verhaltens-zum-Faschismus verstanden wurde. Exilliteratur ist die Summe der durch das Exil provozierten und unter Exilbedingungen praktizierten ästhetischen Formen. Diesem Literaturbegriff folgend stehen, um ein Beispiel zu nennen, Brechts Überlegungen zur »Reimlosen Lyrik« – die einen Formenverzicht propagieren, der bei aller technischen Deformation durch den Gegner die Verständlichkeit garantiert – und Johannes R. Bechers Deutschland-Sonette – die in ihrer formstrengen Konventionalität genau die Form zu bewahren suchen, die unter den Bedingungen des Exils verloren zu gehen droht – gleichberechtigt nebeneinander.

Entsprechend ist ein Exilierter jemand, der sich zu seiner Gegnerschaft zum Hitler-Faschismus bekannt hat und mit seinen Lebensbedingungen für dieses Bekenntnis eingestanden ist, wobei es gleichgültig ist, worin diese Gegnerschaft im Einzelnen bestanden hat, auf welchen Überzeugungen sie beruhte und welche gesellschaftlichen Zielvorstellungen sie implizierte.¹⁵ Und die Formulierung »Exil 1933–1945« wollte durch die Setzung der Datumsgrenzen keinesfalls leugnen, dass das Exil eine Vor- und eine Nachgeschichte hat, in einzelnen Fällen sogar nie endet. Die Datumsgrenzen hatten zuvörderst die Funktion, dieses Exil von anderen Exilen (das Exil der Jungdeutschen, der DDR-Disidenten) oder von der Vorstellung vom Exil als Seinszustand (exilische Kondition des Lebens) abzugrenzen.

Die damals getroffene Entscheidung für Arbeitsbegriffe mit Etikettfunktion hat sich auch insofern bewährt, als diese Begriffe im Verlauf der Exilzeit bei den Betroffenen selbst durch die Erfahrung des Exils und des expandierenden Faschismus eine Bedeutungsverschiebung erfahren haben. Auf zwei der für die erste Forschungsphase charakteristischen, im Nachhinein umstrittenen Konzepte will ich näher eingehen.

Wenn von den strukturellen Defiziten der Exilforschung die Rede ist, wird gern auf die Überrepräsentation der Literaturforschung verwiesen. Das Urteil beinhaltete häufig den (unausgesprochenen) Vorwurf des Wissenschaftsimperialismus. Die Dominanz der Literaturforschung lässt sich auch sehr viel schlichter erklären: es waren Germanisten und Literaturkritiker, die deutlich früher als Vertreter anderer Disziplinen diesen Gegenstand aufgegriffen und angefangen haben, sich um die Nazi-Vergangenheit und die Exilverluste ihres Faches zu kümmern.

Sie taten das im Übrigen mit einer gewissen Berechtigung: die Literatur war das »Leitmedium« dieses Exils. Sie blieb das außerdem auch für alle weiteren Exile des 20. Jahrhunderts; erst seit rund zehn Jahren hat sie diese Positionen an die digitalen Medien von *Twitter* und Handy-Video abgegeben, die uns heute über Unterdrückung und Widerstand informieren. Dass die Germanisten das gleichwohl nicht völlig frei von schlechtem Gewissen taten, davon zeugen einige Implementierungen, von denen die wichtigsten der erweiterte Literaturbegriff, der den Untersuchungsgegenstand im Gegensatz zur traditionellen Germanistik nicht auf die Belletristik beschränkt, sondern alle Formen publizistischer Aktivität einbezieht¹⁶, und die Aufforderung zur Interdisziplinarität sind.

Interdisziplinarität war in den 1970er Jahren eines der Zauberworte in der sich aus der nationalkulturellen Enge der traditionellen Disziplinen befreienden Universität und wurde vermutlich auch deswegen von der sich gerade etablierenden Exilforschung so heiß favorisiert. Vermutlich gibt es keine Programmschrift und keinen Antrag auf Fördergelder aus jener Zeit, in dem nicht mit dem Versprechen auf Interdisziplinarität geworben worden ist. Das Versprechen ist jedoch nur in ganz wenigen Arbeitsbeispielen erfüllt worden. Zumeist wurde es ersetzt durch das, was später als »germanistische Soziologie« bezeichnet wurde – den zumeist hilflosen Versuch von Germanisten, die nicht als Soziologen, Historiker, Archivare oder Dokumentaristen ausgebildet waren, Monografien über die wirtschaftlichen, politischen, mentalitätshistorischen und kulturellen Bedingungen in den Fluchtländern zu schreiben. Fast die gesamte Grundforschung litt in ihrer Anlage unter diesem Manko.

Aus diesem Über-Mut resultierte weiteres Fehlverhalten. So theorie-resistent wie die Grundforscher auf dem Feld der Soziologie dilletiert haben, so ignorant verhielten sie sich gegenüber den Theoriediskussionen, die ab Mitte der 1970er Jahre alle Disziplinen beherrschten. Die Exil(literatur)forschung, die für eine kurze Zeit der Motor einer sich sozialhistorisch erneuernden Germanistik war, stellte sich immer weniger der Methodendiskussion, versackte in unreflektierten Grundforschungsprogrammen und laienhaft betriebener Biografieforschung, um schließlich ab Mitte der 1990er Jahre als »Nachhut der Germanistik« dazustehen. Unter diesem Aspekt ist es fast als ein Glücksfall anzusehen, dass die zwischenzeitlich erwogene Ausweitung der Exilliteraturforschung zu einer allgemeinen Exilforschung schnell wieder fallen gelassen worden ist: das können Migrationsforscher besser.

Komplizierter stand es mit dem Begriff »Antifaschismus«, den die Gründergeneration in der Tat sehr undifferenziert und arglos (zumeist) im Sinne von »Gegnerschaft zum Nationalsozialismus« benutzt hat. Spätere Kritiker¹⁷ haben moniert, dass der Begriff nicht in beschreibender, sondern in konzeptioneller Funktion Verwendung gefunden hat, und sie haben die Vermutung ausgesprochen, dass eine »unbegriffene Identifikation mit dem historischen Antifaschismus« die Voraussetzung dafür gewesen sei, sich nicht mit dem Holocaust auseinandersetzen zu müssen. In der Korrespondenz Varian Frys¹⁸ gibt es einen Brief vom April 1942, in dem er für die Abfassung eines Einreisegesuchs in die USA rät: »Avoid to use the words anti-Nazi and anti-Fascist« mit Blick auf deren mögliche behördliche Interpretation als »to be synonymous with Communists«. Stattdessen sollte die Bezeichnung »Democratic« verwendet werden. Diese semantische Unbestimmtheit des Begriffs, die die Möglichkeit der situativen Aufladung mit politischen Inhalten ermöglicht, kennzeichnet auch den Wortgebrauch im Deutschen.

Als antifaschistisch verstanden sich nach 1945 alle neu gegründeten politischen Parteien in Deutschland, die einen Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Nationalsozialismus sahen und das Wiedererstarken der Kräfte verhindern wollten, die Adolf Hitler zur Macht verholfen hatten. Mit Beginn des Kalten Krieges kam es zu einer Teilung des Konzepts: während der Begriff in den Westzonen zunehmend durch den des Antikommunismus ersetzt wurde, avancierte er in der SBZ zum antikapitalistischen Selbstverständnis. Seit 1949 diente er in der DDR zur ideologischen Abgrenzung gegenüber der Zeit des Nationalsozialismus und der als »postfaschistisch« verstandenen BRD.

Für die Folgezeit musste man von zwei Konzepten ausgehen: Während die marxistische Faschismustheorie die nationalsozialistische Herrschaft in Deutschland als Ausdruck des sich verschärfenden Klas-

senkampfes betrachtete und die Rassenideologie der NSDAP lediglich als »Instrument zur Täuschung der Arbeiterklasse« behandelte, machten westeuropäische Linke ihren Antifaschismus an den Phänomenen des Rechtsextremismus fest, der als Ausdruck tieferer Gesellschaftsprobleme verstanden wurde. Aus diesem Grunde machten sie auch einen terminologischen Unterschied zwischen »Nationalsozialismus« (eine historisch einmalige Erscheinung) und »Faschismus« (als strukturelles Problem kapitalistisch verfasster Gesellschaften).¹⁹

Diese Differenzierung fiel mit der deutschen Wiedervereinigung weg. »Antifaschismus« wurde nur noch in der DDR-Version und folglich als Ausdruck einer Verirrung verstanden. Eine Tendenz zu dieser semantischen Verengung hatte es bereits ab Mitte der 1960er Jahre gegeben. Im Zusammenhang mit den Berufsverboten hatte er seine ersten Opfer gefordert; mit der Wiedervereinigung war der Kampf entschieden. Genau die sich hier andeutende Sprachbewegung vollzog Lutz Winckler nach, wenn er in seinem »Mythen«-Aufsatz übersieht, dass es in der frühen Exilforschung ein großes Spektrum von Antifaschismen gegeben hat, und sich stattdessen auf die zahlenmäßig wenigen Forscher mit einem orthodoxen Programmverständnis bezieht. Man schaue sich dazu nur das Vorwort und die Kommentare der beiden ersten von ihm herausgegebenen Bände an.²⁰

VI

Wiederentdeckung und Reintegration in die kulturelle Tradition war die Leitidee, die als Motto über Wolffheims Programm stand, mit dem er sich nicht nur an eine fachinterne, sondern gleichermaßen an die kulturell interessierte breitere Öffentlichkeit wandte. Aus dieser doppelten Zielgruppenorientierung ergab sich der besondere Charakter der Hamburger Exilstelle: sie wollte nicht nur eine Forschungsstelle im traditionellen Sinne sein, sondern zugleich auch Multiplikator und Anlaufstelle. Zuvörderst aber war sie universitäre Einrichtung – daraus ergaben sich ihre primären Aufgaben.

Das Instrument, mit dem die Exilstelle ihre Ziele idealtypisch verfolgen konnte, war der universitäre Lehrbetrieb in einem Fach mit einem hohen Anteil an Lehramtsstudenten. Ab 1971 haben Wolffheim und seine Mitarbeiter pro Semester mindestens eine Lehrveranstaltung zu einem Exilthema durchgeführt und dabei ihre Seminargegenstände so gewählt, dass sie für den Deutschunterricht am Gymnasium geeignet waren. Das Entwerfen von Unterrichtseinheiten war als eine Möglichkeit zum Scheinerwerb ausdrücklich vorgesehen. Dass in dem ab 1978 er-

scheinenden – leider nach fünf Jahren schon wieder eingestellten – Jahrbuch *Sammlung* Unterrichtseinheiten zu unterschiedlichsten Texten und Problemen des Exils vorgestellt werden konnten, ist Ausdruck dieses Ansatzes, der auf eine Verankerung des Exils in den Lehrplänen und Lesebüchern zielte.

Wer unterrichten will, muss Texte bereitstellen – und zwar in hinreichender Zahl und an einem zugänglichen Ort. Beides erwies sich als schwierig, insofern sich die geringe staatliche Wertschätzung der Exilstelle nicht nur in einem verschwindenden Buchanschaffungsetat dokumentierte, sondern auch in dem Umstand, dass das Institut und seine Bibliothek bis zu ihrer heutigen Unterbringung im Ossietzky-Lesesaal im Gebäude der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg im Jahre 1983 viermal umziehen musste. Dass dennoch in kurzer Zeit ein Buchbestand zustande kam, der es ermöglichte, einen Seminarbetrieb zu beginnen, verdankt das Institut der Unterstützung durch das öffentliche Bibliothekssystem der Stadt.

Auf der Ebene der Schulen führte die Textbeschaffung zu ganz anderen Problemen: häufig musste man auf Bücher aus der Produktion von DDR-Verlagen zurückgreifen, was prompt den Protest einer bestimmten Elternklientel (»kommunistische Unterwanderung«) zeitigte – Proteste, denen die Schulbehörde gerne nachging. Dieser Umstand ermutigte angehende Lehrer in Zeiten von Radikalenerlass und Berufsverbot nicht gerade, sich auf dem Feld der Exilliteratur zu versuchen.

Lehrpläne und Lesebücher waren ein Ort, an den man heran wollte, Lexika und Literaturgeschichten ein anderer. Wie gründlich die Exilierten im Fach- und Öffentlichkeitsbewusstsein getilgt worden waren und wie zögerlich sie dieser Öffentlichkeit wieder angeboten wurden, wird nirgendwo augenfälliger als in Autorenlexika, die über einen größeren Zeitraum in mehreren Auflagen erschienen sind. Wer beispielsweise in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren im »Lennartz«²¹, dem meist gelesenen Literaturlexikon im deutschsprachigen Raum, nicht vorkam, war kulturell inexistent. Und war ein ehemals exilierter Autor wieder aufgenommen, warfen die verquälten Wendungen, mit denen Schreibverbot, Exil und Ausbürgerung bzw. die Tatsache umschrieben wurden, dass ein Autor zwölf Jahre lang nicht in Deutschland publiziert hatte, ein bezeichnendes Licht auf die Erinnerungspolitik jener Jahrzehnte.

Nicht viel besser stand es um die Literaturgeschichten. Den Schul- und Universitätsmarkt beherrschend waren Arbeiten, die unmittelbar nach Kriegsende beziehungsweise Anfang der 1950er Jahre von einschlägig vorbelasteten Autoren (etwa Gerhard Fricke, Fritz Martini, Elisabeth Frenzel) vorgelegt worden waren. Sie zeichneten sich dadurch aus, dass sie für die infrage stehende Periode nicht einmal einen Begriff

hatten: entweder fassten sie die gesamte erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer Großepoche zusammen (Fricke: »Vom Expressionismus zur Gegenwart«) oder griffen zu blumigen Umschreibungen (Frenzel »1925–1950: Dichtung der verlorenen und verbürgten Wirklichkeit«). Da ist dann nicht mehr von »entarteter Kunst« die Rede, wohl aber von »Faszination durch Abbild, Zerrbild, Vexierbild«. ²²

Die Notwendigkeit derartige Arbeiten endlich zu ersetzen, wurde nicht einmal von widerständigen Fachvertretern bestritten. Um 1970 gab es kaum Germanisten (die Mitarbeiter der Hamburger Exilstelle eingeschlossen), die nicht an einem Literaturgeschichtsprojekt beteiligt waren. Literaturgeschichtsschreibung wurde zu dem Feld, auf dem sich die hitzige Methodendiskussion der vorausgegangenen Jahre beweisen sollte – ein Umstand, welcher der in Sachen Literaturtheorie und Methodenfragen stark engagierten Exilliteraturforschung jener Jahre sehr entgegenkam.

Die an der Hamburger Exilstelle entwickelten Vorstellungen zielten auf den Entwurf eines von der Endphase der Weimarer Republik bis in die 1950er Jahre reichenden Epochenpanoramas, das durch die Leitfrage nach den »(literarischen) Formen des Sich-Verhaltens zum deutschen Faschismus« seine Strukturierung erhalten sollte. Dabei musste es selbstverständlich zunächst darum gehen, neben der bereits gebräuchlichen Typologie »faschistische Literatur« und »Literatur der inneren Emigration« den demokratischen Traditionsstrang »Exilliteratur« zu etablieren – allerdings mit dem Ziel, es nicht bei dem Nebeneinander dieser Rumpfliteraturen zu belassen. Ziel war es vielmehr eine isolierte Betrachtung der Segmente perspektivisch zu überwinden zugunsten einer vergleichenden Betrachtung der in diesen Segmenten ausgebildeten thematischen Kategorien und ästhetischen Präferenzen.

Um das an einem Beispiel zu erläutern: Der »historische Roman« spielte bei Vertretern von allen drei Rumpfliteraturen eine gewichtige Rolle. Während die Ideologen des Faschismus das Genre für Zwecke der Mythenbildung und Vermittlung der Opferideologie nutzten, gab es im Exil eine Präferenz für Stoffe, die die demokratische Tradition (Henri IV) akzentuierten, daneben aber auch eine Neigung, sich mit Tyrannengestalten (Nero, Philipp II) auseinanderzusetzen – ein Zug, den man mit Autoren teilte, die der »Inneren Emigration« zugerechnet werden, das Tyrannenmotiv aber charakteristisch anders behandeln. Eine ähnliche »Konkurrenz« gab es bei dem Genre des Deutschland- und SA-Romans, bei den Themen Heimat und Vaterland sowie bei den ästhetischen Formen, in denen die jeweiligen Konzepte verfolgt werden.

In anderen Bereichen stieß die Idee der Einbettung in einen Geschichts- und Traditionszusammenhang an Grenzen. Das gilt etwa für

den Plan einer »Republikanischen Bibliothek«, die die Exilbibliothek und die Bestände eines Friedensforschungsprogramms mit der »Sammlung Paul Walter Jacob« im Ossietzky-Lesesaal zusammenführen sollte. Dem Schauspieler P. W. Jacob war es gelungen, über die Gesamtdauer des Exils hinweg seine Bibliothek beisammenzuhalten und ins Exil nach Buenos Aires zu retten. Sie stellt im Kleinen und auf ein repräsentatives Exiliertenschicksal beschränkt dar, was Hanns W. Eppelsheimer 1958 für die Weltausstellung in Brüssel mit seiner »Bibliothek eines geistig interessierten Deutschen« versucht hatte: die Umriss einer Epochen-Biografie in Buchbeständen nachzuzeichnen.²³

Als gleichermaßen unrealisierbar erwies sich Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre der Versuch, die Exilstelle in einen Forschungsverbund mit ihren ebenfalls im Kontext der 1968er Aufbruchsstimmung gegründeten Parallelinstituten einzubringen. Eine wenigstens räumliche Zusammenführung von Exilstelle, dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden und dem Institut für Friedensforschung mit der seit 1946 nominell bestehenden Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg (heute Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg) hätte einen einmaligen Forschungs- und Bibliotheks-Pool ergeben, von dem vor allem die interessierte Öffentlichkeit profitiert hätte.²⁴

»Interessierte Öffentlichkeit« war in jener Zeit in erster Linie die boomende Laienforscherbewegung, die – durch die Beschweige-Strategie der Politik und das wenig ausgeprägte Interesse der Fachwissenschaften auf den Plan gerufen – in Stadtteilinitiativen und Projektgruppen vor Ort erfahrbar gemacht hatte, dass Geschichte nichts Abstraktes, Versunkenes ist, das ausschließlich von Gesetzen und Statistiken, von Verfassungen und Verträgen handelt. Ihren Ansatz, Geschichte als die Lebensgeschichte von Menschen und ihren Erfahrungen, ihren Lebensbedingungen und den daraus resultierenden Hoffnungen und Ängsten zu begreifen, glaubte sie in der Arbeit der Exilstelle wiederzufinden, die viele Initiativen deshalb auch als Anlaufstelle nutzten. Dass diese Zusammenarbeit gelegentlich auch Ergebnisse zeitigte, die zunehmend darauf hindeuteten, dass Hamburg in den 1930er Jahren gerade nicht »ganz anders«, sondern eine Art »Mustergau« gewesen war, ließ einflussreiche Kreise der Stadt, denen »Hofgeschichtsschreibung« wichtiger als kritische Reflexion war, vermehrt nervös reagieren. Resultate dieser Verunsicherung waren die sogenannte »Hamburger Initiative«, die 50 Jahre nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten auf breiter Front die fundierte Erforschung und die Aufarbeitung der Stadtgeschichte einleitete²⁵, und die Neuordnung der Exilstelle.

VII

Man könnte den Eindruck gewinnen, die Hamburger Exilstelle sei eine »PR-Agentur in Sachen Exil« gewesen und habe angesichts dieser Umtriebigkeit vergessen, dass allen diesen Aktivitäten jedoch Forschung vorauszugehen hat. Von zentraler Bedeutung für die Gründungsphase waren nämlich die drei großen Dokumentationen, die im Forschungsverbund der DFG geplant und durchgeführt wurden: Die »Quellen zur politischen Emigration« (Dokumentation I), die »Erschließung ungedruckter Quellen deutschsprachiger Emigranten« (Dokumentation II) sowie die in Hamburg erarbeitete Dokumentation III, die die katalogmäßige Aufnahme und inhaltliche Erschließung gedruckter autobiografischer Zeugnisse deutschsprachiger Emigranten zum Gegenstand hatte. Der Katalog steht in identischen Ausführungen in Hamburg, Frankfurt und München.

Ziel der Dokumentation war die Bereitstellung eines Findapparates, der zwischen Quelle und Benutzer vermittelt und dabei zu allen soziologisch, psychologisch, mentalitäts- und politikgeschichtlich etc. relevanten Fragen des Exils auf der Basis autobiografischer Zeugnisse Aussagen macht. Der autobiografische Text wurde hierbei als Dokument des realen Lebensvollzugs betrachtet und wie eine historisch-soziologische Quelle behandelt. Die Dokumentation wollte dem Benutzer nachweisen, wo er Aussagen zu bestimmten Fragestellungen finden kann, und deutlich machen, von welchem Relevanzgrad diese Äußerungen sind und mit welcher Dichte das Quellenmaterial auf bestimmte Forschungsinteressen reagiert. Um einen Eindruck von dem Fragerahmen zu erhalten, muss man das Regelwerk zu diesem Katalog ansehen, der schon aufgrund des Umstandes, dass alle für die Exilforschung dieser Phase maßgeblichen Personen an ihm beteiligt waren, ein ziemlich präzises Bild von den Forschungsinteressen dieser Gründungsphase gibt.

Nach Abschluss der von der DFG geförderten Erschließung (Ende 1978) wurde die bibliografische Recherche zu diesem Bestand mit einem Stipendium der Hansischen Universitätsstiftung bis Ende 1983 fortgeführt. In diese Fortschreibung sind auch die Ergebnisse des seit 1980 erscheinenden *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933* zur Vervollständigung des Quellenmaterials im Bereich der nichtliterarischen Emigranten eingegangen. Der zunächst nur als Katalog vorliegende Bestand wurde in Manuskriptform zusammengefasst. Es weist rund 1050 größtenteils in Autopsie geprüfte Titel nach. Damit stellt er vermutlich die bislang vollständigste Bibliografie der Exil-Autobiografik dar – und könnte Basismaterial für weitere Interes-

sen im Bereich der (Auto-)Biografie-Forschung sein.²⁶ Das Manuskript wurde nach der Neuausrichtung der Forschungsstelle ab 1984 nicht mehr publiziert; heute ist nicht einmal mehr eine Kopie des Manuskripts im Berendsohn-Institut auffindbar. Ähnliches gilt für den Findapparat der Dokumentation III, die materiell (zwar nicht im Lesesaal, zumindest aber noch in einem Depot) vorhanden, aber praktisch nicht zu benutzen ist; das Regelwerk, das ihm zugrunde liegt, und die Benutzungsrichtlinien sind nicht mehr auffindbar.

Nicht unmittelbar aus der Arbeit der Hamburger Exilstelle hervorgegangen, aber auf die Dokumentation III bezogen und in freundlicher Nachbarschaft zu ihr entstanden, ist das von Heinz Hillmann initiierte und von Rolf Krause durchgeführte Projekt »Literatur als Bearbeitungsform der nationalsozialistischen Verfolgungsinstitutionen«.²⁷ In seinem Mittelpunkt stand nicht primär die historiografische Frage nach dem, was in diesem oder jenem Lager geschah, wie der Alltag dort aussah oder welche größeren politischen und administrativen Entscheidungen zur Entstehung des nationalsozialistischen Verfolgungsapparates geführt haben. Vielmehr ging es primär darum, wie einzelne Menschen mit dieser extremen Bedrohung umgegangen sind und – vor allem – welche Rolle Schreiben, also Literatur im weitesten Sinne, dabei gespielt hat. Die Prämissen des Projektes waren, dass »Ausmaß und Art der Menschen vernichtenden nationalsozialistischen Verfolgung in aller Regel den Vorstellungs- und Erwartungsspielraum der tradierten Sinnorientierung sprengten. Die nationalsozialistischen Verfolgungsinstitutionen sind deshalb nicht nur Orte der physischen Zerstörung, sondern sie stehen auch für die Gefährdung und Zerstörung von bisher Erfahrung integrierenden Deutungsmustern, von Identität. Eines der Medien, in denen solche einschneidenden Zerstörungen von Sinnwelten bearbeitet werden, ist das Schreiben und damit Literatur im weitesten Sinne. Das Untersuchungskorpus des Projekts lieferten die rund 450 autobiografischen, in selbstständiger Form und in deutscher Sprache publizierten Verfolgungsberichte, die bis Ende 1990 ermittelt werden konnten.

Wie die Dokumentation III zerfällt das Projekt in einen Textarbeits- und Erschließungsteil sowie einen Sammel- und Bibliografiekomplex. Während die Auswertungs- und Interpretationsarbeit durch die zahlreichen Publikationen von Rolf Krause gut dokumentiert sind, gaben die Projektmitarbeiter seinerzeit offenbar den Druck der Bibliografie zum Projekt nicht mehr her. Ähnlich wie bei der Dokumentation III liegt seither ein nahezu druckfertiger bibliografischer Apparat vor, zu dessen endgültiger Fertigstellung es eines vergleichsweise kleinen Betrages bedarf. Projektziel der Dokumentation III war schließlich auch, alle ermittelten Texte materiell in der Exilbibliothek bereitzustellen. Die

Hamburger Exilstelle dürfte damit über einen nahezu kompletten Bestand an autobiografischen Schriften des Exils verfügen.²⁸

VIII

Hans Wolffheim hat die Exilstelle nur bis Ende Oktober 1973 leiten können – zu wenig Zeit, um sein Konzept von Exilliteratur verwirklicht zu sehen; genug Zeit aber, um der Forschungsstelle ihr Programm und ihren Charakter, vor allem aber: einen Status zu geben. Den Mut, den sich Wolffheim von staatlicher Seite immer gewünscht hatte, bewies die Universität Hamburg 1976, als sie – in einer für Kunsthochschulen und Akademien gängigen, für Universitäten aber gänzlich unüblichen Praxis – Hans-Albert Walter auf die Stelle berief, der als Autodidakt und quasi im Alleingang die Exilliteraturforschung in der Bundesrepublik vorangetrieben hatte. Die Exilstelle war inzwischen von einer Alibieinrichtung zu einem Prestigeobjekt aufgestiegen. In keinem Hochglanzprospekt der Stadt fehlte der Hinweis auf diese »weltweit einzige Forschungseinrichtung ihrer Art« und der Besuch des Instituts stand auf der Agenda nahezu jeder diplomatischen Delegation, die in Hamburg Station machte.

Intern sah es freilich anders aus. Walter fand eine Institutshülle mit Minimalausstattung vor, Servicepersonal gab es praktisch nicht, der Buchanschaffungsetat betrug DM 3500. Um jede weitere Ausstattungsmark und Servicestunde musste gefeilscht werden – zumeist erfolglos. Die standesbewussten Vertreter der akademischen Gremien ließen Walter spüren, wie wenig sie seinen Weg zum Professorentitel jenseits gymnasialer und universitärer Zertifizierung schätzten. An die Stelle der erhofften finanziell abgesicherten Forschungsarbeit trat das akademische Intrigenspiel, ein aufreibender universitärer Lehr- und Sprechstundenbetrieb, der erfolglose Gremienpoker. Nicht zuletzt auch aus Sorge um den Fortgang des eigenen Mammutprojekts gab Walter schließlich auf, 1979 ließ er sich zunächst beurlauben, 1981 zog er sich endgültig zurück.

Die Wiederbesetzung der unverzüglich neu ausgeschriebenen Stelle erst zum Sommersemester 1984 lässt erahnen, dass die Exilforschung in eine neue Phase eingetreten war: sie war zu einem kulturell umstrittenen Kampffeld geworden. Ein erstes Bewerbungsverfahren wurde abgebrochen, weil die Kommission nach einjähriger Arbeit einen Bewerber auf Platz 1 der Berufungsliste gesetzt hatte, der einflussreichen Persönlichkeiten der Universität und des öffentlichen Lebens nicht zusagte. Im August 1983 wurde daher ein zweites Mal ausgeschrieben. In einem von

vornherein diskreditierten Verfahren führten die erwähnten Kreise eine Entscheidung herbei, die Gewähr dafür bot, dass die Hamburger Exilforschung in eine Phase der Musealisierung eintreten konnte und fürderhin nicht mehr in aktuellen gesellschaftlichen Kontexten (Neonazismus, Gedenkstättenpolitik) sowie bei schulpolitischen Innovationen (Lehrplanentwürfe) auftrat.

In der Zeit zwischen Walters Rückzug und der Wiederbesetzung seiner Stelle lag die Forschung allerdings nicht brach. Im Gegensatz zu der nach Wolffheims Tod geübten Praxis, die kommissarische Leitung an den Wissenschaftlichen Angestellten oder ein Mitglied des Literaturwissenschaftlichen Seminars (unter anderem Klaus Briegleb) zu delegieren, hat man in den 1980er Jahren externe Vertreter berufen. So etwa von 1979 bis 1981 Lutz Winckler, dessen Hamburger Zeit durch eine umfangreiche Vortrags- und Kongresstätigkeit gekennzeichnet war, aus der mindestens zwei im Nachhinein als für diese Forschungsperiode charakteristisch anzusehende Sammelbände hervorgegangen sind.²⁹ Im Wintersemester 1981 kam dann Karl Prümm, dessen Tätigkeit zeigt, wie ernst es der Exilstelle mit ihrem Literaturgeschichtsprojekt war, das die Exilliteratur an die Literaturentwicklung als eine Form des »Sich-Verhaltens zum Faschismus« zurückbinden wollte.³⁰

IX

Einer der jüngeren Exilforscher hat prognostiziert, dass »der Weg der deutschen Exilforschung aus ihrer gegenwärtigen Krise über ein umfassendes Projekt der Selbstkritik führen wird.«³¹ Ich vermag nicht mich diesem Vorschlag anzuschließen, plädiere vielmehr dafür, die Phasen der Exilforschung als legitime wissenschaftliche Reaktionen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu betrachten, unter denen sie stattgefunden haben (im Sinne des mehrfach bemühten »Sich-Verhaltens zu ...«). Ansonsten ist auf einen wirklichen Paradigmenwechsel zu hoffen, wie er etwa in der Programmklärung der neu berufenen Leiterin der »Walter-A.-Berendsohn-Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur« versprochen wird. Möge sie in den Tiefen des Hamburger Exilstellenarchivs das eine oder andere – Bibliografie, Findapparat, Projektskizze – finden, das ihr in der Zukunft nützen könnte.

1 So Ernst Loewy: »Zum Paradigmenwechsel in der Exilliteraturforschung«. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Bd. 9: *Exil und Remigration*. München 1991, S. 208–217. — 2 Claus-Dieter Krohn: »Quo vadis Exilforschung? In: *Neuer Nachrichtenbrief der Gesellschaft für Exilforschung e. V.* Nr. 27 (Juni 2006); Lutz Winckler: »Mythen der Exilforschung?«. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Bd. 13: *Kulturtransfer im Exil*. München 1995, S. 68–81. Das Jahrbuch hat sich daran nicht beteiligt und Forschern aus der DDR, so etwa Dieter Schiller, Platz zu einer kritischen Bilanz eingeräumt; vgl. dessen Aufsatz »Zur Exilliteraturforschung in der DDR. Ein Rückblick aus persönlicher Sicht«. In: Ebd. Bd. 14: *Rückblicke und Perspektiven*. München 1996, S. 95–118. — 3 Hans-Albert Walter: »Deutsche Exil-Literatur. Bericht über das Stockholmer Symposium«. In: *Die Zeit* Nr. 40 (3.10.1969). — 4 Im Mai 1933 wird Berendsohn die *venia legendi* entzogen, seine formelle Entlassung erfolgt zum 1. August 1933. Mit der 6. Ausbürgerungsliste wird ihm dann 1936 zunächst Staatsbürgerschaft und im Zuge dieser Maßnahme auch der Dokortitel aberkannt. — 5 Hans Wolffheim: *Sinn und Deutung der Sonett-Gestaltung im Werk Eichendorffs*. Bremen 1933. Das Gutachten von Petsch vom 11. Mai 1933 vermerkt: »Im Ganzen handelt es sich um eine selbständige und fleißige Arbeit, die der Verfasser unter besonders schwierigen Lebensverhältnissen zum Abschluß gebracht hat.« — 6 Seine eigenen Interessen lagen lebensgeschichtlich bedingt beim Ästhetizismus und beim George-Kreis sowie bei der Entwicklung, die die Autoren dieser Stilrichtung bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs genommen hatten. Heinrich Mann steht bei ihm exemplarisch für diese Entwicklung; mit Karl Wolfskehl, Alfred Mombert, Rudolf Borchardt und Rudolf Pannwitz ergibt sich eine weite Kontinuitätslinie zum Exil, und zwar jene Linie, von der die Kritiker der frühen Exilforschung behaupten, sie käme im Denken der Gründergeneration gar nicht vor. — 7 Claus-Dieter Krohn: »Die Entdeckung des ›anderen Deutschland‹ in der intellektuellen Protestbewegung der 1960er Jahre in der Bundesrepublik und den Vereinigten Staaten«. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch* 13 (1995) (s. Anm. 2), S. 16–51, hier S. 29, Zitat Rühmkorf. Ebd. S. 30. — 8 Zit. n. Jon Mendrala und Philipp Dudek: »Schon 40 Jahre ohne Muff«. In: *taz* v. 9.11.2007. — 9 Zit. n. Werner Skrentny: »Hier war alles vernünftiger als anderswo«. In: GAL-Fraktion in der Hamburger Bürgerschaft (Hg.): *Es ist Zeit für die ganze Wahrheit*. Hamburg 1985; hierbei handelt es sich um die später unterdrückte Begleitbroschüre für die sog. »Hamburger Initiative« zur (nunmehr endgültigen) »Aufarbeitung der NS-Zeit in Hamburg«, (s. a. Anm. 25). — 10 Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg (Hg.): *Hamburg in »Dritten Reich«*. Göttingen 2005, 2. Aufl. 2008. — 11 Der Kontakt ist auch nach Wolffheims Tod nicht abgerissen, konzentrierte sich aber auf die Versorgung mit homöopathischen Mitteln, deren Vertrieb in Schweden verboten ist. — 12 Äußerung in Gegenwart d. Vf., ca. Juni 1971. Vgl. dazu auch Weichmanns Ablehnungsgründe, als ihm die SPD-Führung 1969 die Kandidatur zur Bundespräsidentenwahl angetragen hatte. Er zweifelte, ob die Entwicklung der Bundesrepublik es schon erlaube, einem Juden das höchste Staatsamt zu übertragen; s. Uwe Bahnsen: *Die Weichmanns in Hamburg. Ein Glücksfall für Deutschland*. Hamburg 2001, S. 355 ff. — 13 Um die Reichweite dieses Etatpostens abschätzen zu können: ein Originalwerk der Exilliteratur war seinerzeit kaum unter DM 100 zu haben, relevante Forschungsliteratur kaum unter DM 50. — 14 Zu diesem Gesamtkomplex s. Jan Hans und Werner Röder: »Emigrationsforschung«. In: *Akzente* Dez. 1973, S. 580–591. — 15 Wenn ein neueres Forschungsvorhaben diese Vorstellung mit »Personen« definiert, »die wegen ihrer Ethnizität, ihrer politischen Überzeugung, ihrer Religion, ihrer künstlerischen Expressivität, ihres Lebensstils oder ihrer Sexualität der NS-Willkür ausgesetzt waren, sich aktiv gegen das NS-Regime wandten oder sich aus Gründen grundsätzlicher Gegnerschaft für das Exil entschieden« – so handelt es sich selbstredend um die bessere Gegenstandsbestimmung – freilich um eine, die ohne den avancierten Forschungsstand, dem sie entspringt, nicht möglich gewesen wäre. — 16 Wilhelm Sternfeld und Eva Tiedemann haben dieses Prinzip in ihrer grundlegenden Bibliografie *Deutsche Exil-Literatur 1933–1945. Eine Bio-Bibliographie*. Zweite, verb. u. stark erw. Aufl. Heidelberg 1970. (1. Aufl. 1962) beispielgebend vorgeführt. — 17 Loewy: »Paradigmenwechsel« (s. Anm. 1); Winckler: »Mythen der Exilforschung« (s. Anm. 2) und in besonders pro-

vozierender Weise Stephan Braese: »Fünfzig Jahre ›danach‹. Zum Antifaschismus-Paradigma in der deutschen Exilforschung«. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Bd. 14: *Rückblick und Perspektiven*. München 1996, S. 133–149. — **18** Varian Fry an Gerty Felice Antburg Wolmut am 13. April 1942, zit. bei Sheila Isenberg: *A Hero of Our Own*. Lincoln/NE 2005, S. 237. An der Herausgabe einer deutschsprachigen Ausgabe von Frys *Surrender on Demand* (New York 1945) hat die Hamburger Exilstelle seit 1968 gearbeitet. Rund 15 Jahre ist das Manuskript allen einschlägigen Verlagen angeboten worden, bevor sich der Hanser-Verlag zu einer Veröffentlichung entschloss. S. Varian Fry: *Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41*. Hg. u. m. einem Anh. vers. v. Wolfgang D. Elfe und Jan Hans. München 1986. — **19** Für diesen Zusammenhang s. Reinhard Kühnl: *Formen bürgerlicher Herrschaft*. Reinbek b. Hamburg 1971. Die heute nur noch selten zitierte Abhandlung gehörte in dem in Frage stehenden Zeitraum zur Standardlektüre und erlebte bis 1980 eine Gesamtauflage von 155 000 Exemplaren. — **20** Die Bandbreite von Positionen, im Übrigen auch unter DDR-Wissenschaftlern, dokumentiert eine Diskussion, die in *Sammlung. Jahrbuch für antifaschistische Literatur und Kunst*. Bd. 3. Frankfurt/M. 1980 abgedruckt ist: »Probleme der Erforschung und Vermittlung von Exilliteratur«, mit Sigrid Bock, Wolfgang Emmerich, Jan Hans, Jost Hermand, Wulf Kropcke, Uwe Naumann, Lutz Winckler und Dieter Schiller, S. 144–165. Vgl. a. Christian Fritsch und Lutz Winckler (Hg.): *Faschismuskritik und Deutschlandbild im Exilroman*. Berlin 1981; Lutz Winckler (Hg.): *Antifaschistische Literatur*. 3 Bde. (Bd. 1 u. 2: Programme, Autoren, Werke; Bd. 3: Prosaformen (Literatur im historischen Prozess. Gert Matenklotz und Klaus R. Scherpe (Hg.), Rd. 10–12)). Königstein/Ts. 1977, 1979. — **21** Franz Lennarz: *Deutsche Schriftsteller der Gegenwart. Einzeldarstellungen zur Schönen Literatur in deutscher Sprache*. (zuerst 1938 u. d. Titel *Die Dichter unserer Zeit. Einzeldarstellungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart*) – Gesamtauflage bis 1985: 270 000 Exemplare. — **22** So in Herbert A. und Elisabeth Frenzel: *Daten deutscher Dichtung. Chronologischer Abriss der deutschen Literaturgeschichte*. Köln 1953. Nachdem in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* vom 10. Mai 2009 auf die antisemitische Dissertationsschrift Elisabeth Frenzels und die erstaunlichen Lücken in dem Lexikon hingewiesen worden waren, hat der Deutsche Taschenbuchverlag das zweibändige Handbuch, das bis 2007 35 Auflagen erlebt hatte, aus seinem Programm genommen. Hat man von den »Mängeln« bei dtv erst 2009 erfahren? — **23** Der Voll- und Anständigkeit halber sei erwähnt, dass Jacob der Hamburger Exilstelle nicht nur seine Bibliothek und seine Archive, sondern auch sein umfangreiches Geldvermögen vermacht hat. Dass wesentliche, die Erinnerung an das Exil befördernde Aktivitäten in der Hansestadt bis heute nicht ohne die finanziellen Hilfen der Weichmann- bzw. P. Walter Jacob-Stiftung stattfinden können, dass also inzwischen die ehemals Exilierten zu Finanziers der Exilforschung geworden sind – in Hamburg treibt es niemandem die Schamröte ins Gesicht. — **24** Seit einigen Jahren arbeiten drei der genannten Institute unter einem Dach, die Exilstelle ist nicht dabei. — **25** Sie begann allerdings erst einmal mit der Unterdrückung der für diesen Zweck in Auftrag gegebenen Broschüre (s. Anm. 9). — **26** Projektbearbeiter war Rainer Zimmer. Umfangmäßig übersteigt seine Bibliografie die Arbeit von Ingrid Hannich-Bode: »Autobiographien aus dem Exil«. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Bd. 14 (s. Anm. 17), S. 200–208 um ein Vielfaches. — **27** Rolf Krause: »Über Auschwitz schreiben«. In: *Wissenschaftsberichte aus der Universität Hamburg*. Hamburg 1989. S. 31–35; Ders.: »Schreiben als Spätform der Bewältigung des nationalsozialistischen Terrors«. In: Hans Stoffels (Hg.): *Terrorlandschaften der Seele*. Regensburg 1994. S. 181–205. — **28** Auf dieses Projekt verweise ich besonders gern, widerlegt es doch die so häufig und bereitwillig wiederholte These von der ersten Generation der Exilforscher, die angeblich deshalb derart monomanisch auf den Antifaschismus fixiert gewesen sei, weil das ihr die Auseinandersetzung mit dem Holocaust erspart habe. — **29** Die Beiträge des Kollegiums sind veröffentlicht in: Fritsch und Winckler (Hg.) *Faschismuskritik und Deutschlandbild im Exilroman* (s. Anm. 20). — **30** Karl Prümm: *Die Literatur des Sozialistischen Nationalismus der 20er Jahre. Gruppenideologie und Epochenproblematik*. 2. Bde. Kronberg/Ts. 1974. — **31** So Braese: »Fünfzig Jahre ›danach‹« (s. Anm. 17). S. 133.